

Nr. 152. Bromberg, den 31. Juli 1927.

Bluff.

Kriminal-Roman von H. Heyermans.

(19. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Da wurde an die Tür geklopft. Ein Polizeibeamter brachte einen Brief, den der Kommissar mit größter Freude zu lesen schien.

„Ich danke", sagte er; „sie soll warten; ich stehe in fünf Minuten zur Verfügung. Gehen Sie nur ... Also, Freundchen, sie ist da, und wie hier auf diesem Zettel zu lesen steht, weint sie sich erst mal tüchtig aus ... Aha! da wäre ja wieder das beliebte Lächeln ... Sind Sie nicht ein ganz aus der Art geschlagener Schurke, daß Sie sich sogar noch darüber freuen, wenn Ihre Mutter ...?"

„Wenn ich Ihnen einen kolossalen Tip gäbe, Herr Duporc, wollen Sie dann dafür sorgen, daß die alte Frau ungeschoren bleibt ...?"

Duporc stieß eine ungeheure Rauchwolke aus, hinter der er seine Züge verstecken konnte. Er wäre bereit gewesen, Jaapje sogar mit Geld zu bestechen, wenn er ihn dafür in die vermuteten letzten Gründe der komplizierten Geschichte hätte hineinblicken lassen. Sein ganzer Schlachtplan stand und fiel ja mit dem, was der kleine schlaue Bursche aussagte. Und jetzt kam ihm wahrhaftig der unglaublichste aller Zufälle zu Hilfe! Um seine Freude zu verbergen, erhob er sich, ging mit schweren Schritten im Zimmer auf und ab, und erst als er dessen gewiß war, daß kein Zittern seiner Stimme ihn verraten würde, sagte er in dem ruhigen, unerschütterlichen Ton eines Beamten, der sich nicht zum besten halten und weder durch Geld noch durch gute Worte gewinnen läßt:

„Mit solchen Scherzen, junger Mann, erreichen Sie gerade das Gegenteil von dem, was Sie erreichen möchten. Wenn ich eine Sache einmal in der Hand halte, lasse ich sie nicht mehr los, nicht um alle Tips der Welt ... Aber — aber — ich will Ihnen noch was sagen: Wenn Sie mir auf meine ehrlichen Fragen ehrliche Antworten geben wollen, ohne Umschweife und ohne Winkelzüge, so kann ich Ihnen, und zwar ohne daß Sie die geringste Pression auf mich ausüben, insofern entgegenkommen, als ich die Witwe Johanna Bertha Eekhorn vorläufig entlasse und dem Herrn in der Sarphatistraße mitteile, daß die Frau ... nun, die Sache werde ich schon deichseln. So was ist bei mir in besten Händen. Ändern Sie Ihre Taktik, dann kann ich meine auch ändern ... verstanden?"

Jaapje Eekhorn fühlte, daß er ein wenig festeren Boden unter die Füße bekam. Er nickte; der Kommissar gab dem Polizeibeamten eine entsprechende Anweisung, und einen Augenblick später ging die arme alte Frau beruhigt zu ihrer Dienststelle zurück.

„Noch eine Zigarre gefällig?" fragte Duporc, um das Verhör in möglichst jovialer Weise einzuleiten. „Sagen Sie nicht so ohne weiteres Nein, Freundchen; wer weiß, wann Sie wieder einmal so einen guten Zug tun können! Recht so: jetzt bewähren Sie doch die Weisheit eines Menschen, der in der nächsten Zukunft zu lesen versteht ..."

„Danke verbindlichst", sagte Jaapje Eekhorn, während er das höflich angebotene Streichholz nahm. „Es ist geradezu ein Vergnügen, von Ihnen persönlich verhaftet und behandelt zu werden. Ich glaubte schon, meine Mutter wäre so gemein gewesen, mich zu verraten ..."

„Nein, mein Bester, die Ärmste hat ihren Mund gehalten. Aber ich stand hinter der Tür, als der Herr ihr auftrug, die Postanweisung einzukassieren, und bei der Gelegenheit mußte sie eben für die Vollmacht, die er ihr ausstellte, ihren Namen nennen ... Erste Frage: Na, darüber wollen wir jetzt nicht weiter reden ... Was für Possen haben Sie sich denn eigentlich mit dem Wohnschiff geleistet? ..."

„Darüber war ich ebenso verblüfft, wie Sie selbst. Ich denke mir, der eine oder andere Schubiak, der mir was anhaben wollte, hat mich in der Meinung, daß ich schon in meinem Bett läge und pennte, bequem aus dem Wege räumen wollen. Zum Glück war ich gerade bei einem guten Bekannten zu Gaste, sonst wäre ich zweifellos Hops gegangen ..."

„Wer war denn dieser gute Bekannte, mein junger Freund?"

„Danach dürfen Sie mich nun wirklich nicht fragen, mein bester Herr Duporc, denn es handelt sich hier um die Ehre einer verheirateten Frau."

„Schön, also will ich darauf nicht weiter bestehen", sagte Duporc lächelnd, „aber ich muß wohl annehmen, daß es die Frau eines Kolonialwarenhändlers war, weil Sie sich in so origineller Weise als Bote eines Kaufmannsgeschäftes verkleidet und mit einem Korb bewaffnet hatten, und es dürfte der Polizei nicht allzu schwer fallen, festzustellen, welcher Kaufmann heute nacht auf Reisen war ..."

„Ganz recht," sagte Jaapje Eekhorn grinsend. „Eigentlich jammerschade, daß Sie nicht zu unserer Zunft gehören! An Ihnen hätten wir wahrhaftig unsere Freude gehabt ..."

„Und eigentlich auch jammerschade," antwortete Duporc, „daß Sie nicht einen Posten bei der Polizei annehmen wollen ... Wir könnten Ihnen da so mancherlei nachsehen ..."

„Ach nein ..."

„Ach ja ..."

Einen Augenblick sahen die beiden einander an wie zwei Schachspieler, die auf den nächsten Zug gespannt sind. Darauf ließ Duporc geschickt ein Rössel springen.

„Wie kommen Sie eigentlich zu dem Walther-Browning Nr. 67 999?"

„Bekommen ..."

„Jaapje, mein Freund, ich habe es Ihnen vorhin zur Bedingung gemacht, daß Sie ehrliche Fragen ehrlich beantworten sollen. Sie aber fahren fort, auf eine nicht allzu vorsichtige Art mit mir zu spielen ..."

„Das sind keine ehrlichen Fragen," verwahrte sich der kleine Spitzbube geschickt, „das sind hinterhältige Fragen, und auf die antworte ich mit ebenso hinterhältigem Bescheid."

„Wenn Sie die Sache so auffassen, will ich es Ihnen leicht machen, einen Vergleich mit Ihrem Gewissen zu schließen. Auf dem gleichen Zettel, durch den mir der Wachtmeister mitteilte, daß Ihre Mutter eingetroffen sei, finde ich die Meldung, daß der Browning, den ich Ihnen abgenommen habe, vor zwei Monaten durch einen gewissen Herrn Artur Rondeel bei Bastet in der Kalverstraße gekauft worden ist. Diese Firma besitzt noch den Waffenschein, den der Herr dort zurückgelassen hatte. Die Nummer 67 999 ist auf der Registernummer dieses Ausweises vermerkt. Jener Herr Artur Rondeel wurde vorgestern nacht im D-Zug Amstedam—Paris ermordet ..."

„Jesus Christus ..."

„Lassen Sie den aus dem Spaß, und spielen Sie nicht mit dem Feuer ..."

„Ich habe noch nie eine Feuerwaffe benutzt ..."

„Um so verdächtiger ist es, daß Sie mit einem Browning herumlaufen, den der ermordete, gräßlich zu-

gerichtete Bankier bei sich trug. Sie kennen sich in Strafsachen doch genügend aus, um zu wissen, was ein derartiger Fund für Sie bedeutet . . ."

„Ich habe die Stadt nicht verlassen . . ."

„Sie fuhren in demselben D-Zug!"

„Ach nein . . ."

„Mit diesem „Ach nein" haben Sie's nun schon dreimal probiert! . . . Bei dem Browning ist jeder Irrtum ausgeschlossen. Also — Sie waren in dem Zuge, nicht wahr . . .?"

„Nicht daß ich wüßte . . ."

„Sie erinnern sich auch nicht, daß Sie mit jener verheirateten Frau, die Ihnen in so reizender Art ihre Gastfreundschaft anbot, während Sie sonst mit Ihrem Wohnschiff umgekommen wären, in Dordrecht logierten . . .?"

„Ich kann einen Eid darauf schwören, daß ich die letzte Nacht nicht in Dordrecht war!"

„Die letzte Nacht nicht, aber die vorletzte . . ."

„In der vorletzten Nacht habe ich im Schiff geschlafen . . ."

„Dann war ein Doppelgänger von Ihnen im Hotel Ponsen, mit einer anderen Dame als der Frau des Kolonialwarenhändlers . . ."

„Was ein Doppelgänger tut, interessiert mich nicht!"

„Sie haben mich also gestern morgen nicht beim Frühstück gesehen?"

„Wo?"

„In Dordrecht? . . . Sie haben nicht soundso viel säuberlich nebeneinandergelegte Zigarettenmundstücke dort zurückgelassen? . . . Sie haben sich nicht bei einer Flasche Wein behaglich niedergelassen, vermutlich, um zu kontrollieren, wer ein und aus ging? . . . Sie haben sich nicht als Henri Aimard aus Boulogne-sur-Mer ins Fremdenbuch eingetragen? Sie sind nicht mit nüchternem Magen abgereist? Na, Freundchen, wir sind ja alle mal jung gewesen — wir haben alle mal einen kleinen Seitensprung gemacht. Nur heraus mit der Sprache! Wer war die hübsche, schlanke junge Frau, mit der Sie dort eine Nacht verbrachten? Ich würde doch der Connie vom Notar sicherlich einen großen Schmerz antun, wenn ich mich indiskret verplapperte! Oder wollen Sie als Gentleman lieber keinen Namen nennen?"

„Nein", sagte Jaapje Eekhorn unwillkürlich. Und mit diesem einzigen Wörtchen — diesem einen dummen, törichten, unvorsichtigen Wörtchen „Nein", das nun wider Willen seinen sonst so behutsamen Lippen entschlüpfte und nicht mehr zurückzuhalten war, saß er an der geschickt hingehaltenen Leimrute des Vogelfängers fest, der dieses simple „Nein" mit einem solchen Wohlbehagen wiederholte und so wahrhaft genießerisch über seine Zunge gleiten ließ, wie ein Feinschmecker den zarten Reiz einer ersten Frühjahrsdelikatesse auskostet.

„Nein, nein — vortrefflich, mein Freund", sagte Nathan Marius Duporc. „Ich finde es begreiflich und höchst lobenswert, daß Sie die Dame nicht kompromittieren wollen, aber mit diesem Nein geben Sie doch nach menschlicher Berechnung zu, daß Sie da waren! Sie brauchen mir deshalb nicht gleich wieder so liebenswürdig zuzulächeln, denn im Grunde genommen ist diese Entdeckung ja nicht allzu wichtig, nicht wahr?"

„Wenn ich Ihnen damit eine Freude machen kann, will ich sogar noch weitergehen", antwortete das durchtriebene Kerlchen lächelnd. „Ich war da, und sie heißt: Charlotte Angelika Eleonore Mathilde Ganifet und war bis vor einem Vierteljahr mit einem gewissen Auguste Aimard aus Boulogne-sur-Mer verheiratet . . ."

„Famos," sagte Duporc lächelnd: „Ganz famos! Ich will nicht weiter indiskret in die zarten Geheimnisse dieser Liebesnacht eindringen, aber — sie hatte kalte Füße, nicht wahr?"

„Eiskalte, gar nicht warm zu bekommen, hahaha!"

„Ich habe in derartigen Abenteuern nur geringe Erfahrung," fuhr Duporc fort, „aber es will mir doch so scheinen, als ob diese Charlotte Angelika Eleonore Mathilde Ganifet — wenn ich ihren etwas komplizierten Namen richtig behalten habe — Ihre Liebe nicht gerade allzu heftig in Glut brachte, da Sie doch so ruhig bei Ihrer Flasche Wein unten sitzen blieben und die Ärmste während der ganzen Zeit mit einer prosaischen Wärmflasche einsam oben lag!"

„Ach," sagte Jaapje gefühlvoll, „es gibt zartbesaitete Frauen, die in erster Linie eine gleichgestimmte Seele suchen und die man durch allzu brutales Auftreten geradezu abstößt . . . Darüber könnte ich Bände erzählen. Die Teure sagte zu mir: Geh du ruhig hinunter und trink noch ein Gläschen, währenddessen lese ich „Den König der dunklen Kammer" von Rabindranath Tagore aus!"

„Was für eine gebildete junge Dame . . ."

„Nicht wahr . . .?"

„Jetzt möchte ich von dieser Dordrechter Liebesgeschichte nur noch eins wissen, lieber Junge: Sagen Sie mir doch, wie es kam, daß die Wärmflasche leer war?"

Bei all seinen Hypothesen und Schlußfolgerungen war es Duporc noch nicht gelungen, dieses kleine Rätsel zu lösen; bevor er aber einen Anlauf nahm und auf die Hauptsache losging, wollte er sich unbedingt über diese Einzelheit orientieren. Aber gerade darüber schien Jaapje Eekhorn sich nicht äußern zu wollen. Mißtrauisch blickte er den Kommissar an, vor dessen Schlauheit er als Sachverständiger allerhand Hochachtung hatte, und antwortete sehr berechnet nur so ganz obenhin:

„Wie soll ich denn das wissen? Ich habe nicht hineingeschaut . . ."

„Wurde der Inhalt der Flasche vielleicht zum Rasieren benutzt, mein Junge?"

„Ausgeschlossen — ich war schon rasiert . . ."

„Das vielleicht — aber sie?"

„Ein reizender Einfall . . ."

Die Unterhaltung stockte. Wieder schauten die beiden sich an wie zwei Schachspieler, die auf den nächsten Zug warten.

Duporc paffte, Jaapje Eekhorn verschwand ganz hinter seinen Rauchwolken.

„Das klingt ja ganz nett," begann der Kommissar von neuem; „aber um weiter zu kommen — nachher haben Sie das Licht ausgelöscht."

„Das stimmt . . ."

„Und da waret Ihr beiden nun zu zweien in der dunklen Kammer, die französische Dame und Sie — und nach einer Weile fingt Ihr an, Euch zu langweilen — und sie hielt Ihnen wohl eine Gardinenpredigt, etwa, weil Sie so ungalant lange unten bei Ihrem Wein gesessen hatten."

„Nicht zu glauben, wie Sie das alles so raten . . ."

„Darauf sind Sie sehr mißgestimmt aufgestanden, und weil Sie ein wenig frische Luft schöpfen wollten und das in dem Hotelkorridor nicht gut ging, haben Sie das Fenster geöffnet und sind auf dem Glasdach der Veranda ein wenig spazieren gegangen . . . Kann das sein?"

„Sein kann alles mögliche; aber jetzt tappen Sie doch daneben . . ."

(Fortsetzung folgt.)

Ueber den Traum.

Von Carl Ludwig Schleich.

Eine Geige, pianissimo e con sordino allein vom wehenden Gedanken gespielt — das ist der Traum.

*

Wäre der Schlaf der Bruder des Todes, so wäre der Traum ein Vorgeschmack vom Jenseits. Dann enthielte er einen Beweis für die Unsterblichkeit.

*

Der Traum ist wie ein bei Tage eingefangener Sonnenstrahl, abgetrennt vom Meer des Lichtes, der im Dunkeln sehnsüchtig nach Glanz zu glühen beginnt. Seine Atome sind kleine Flitterstäubchen vom rauschenden Mantel des Lebens verweht, die nachts ihren schimmernden Reigen anheben.

*

Bei weitem die meisten Träume entstehen im Augenblick des Erwachens. Das dann plötzlich ungehemmte Gehirn ist blitzartiger Anschlüsse in Sekundenteilen fähig. Ein einziger Sinnenreiz im „unbesetzten Gehirn" kann blitzschnell zugleich Anfang und Ende eines langen Traumes werden.

*

Im Traum ist das Bewußtsein für Zeit und Raum abgeblendet. Der Traum kennt keinen Atlas und keinen Kalender. Oder weiß jemand Tag, Stunde, Ort, Datum oder Jahreszeit, während er träumt? Noch niemand hat im Traum eine Postkarte richtig mit Wohnung und Datum adressiert. Wach ist allein das Ich, auch das verdoppelte, versächlichte und von uns getrennte. Im Traum schafft sich die Seele ihren eigenen Spiegel.

(Aus dem bei Ernst Rowohlt in Berlin erschienenen Werke C. L. Schleichs: „Die Weisheit der Freude".)

Denkspruch.

Es ist eine feige und herzlose Art, vor der unendlichen Not der Menschheit die Augen zu schließen. Wer sie aber gesehen hat und hält dann Herz und Hand gegen sie verschlossen, wo immer sie sei, der trägt vor Gott und Menschen an der Not der Erde schwere Schuld. Pestalozzi.

Eine Geldheirat.

Von Hermann Wagner.

Ich habe auf Ceylon einen Onkel, der Paul heißt und der große Kaffee-Plantagen besitzt. Ich habe ihn noch niemals gesehen. Gott gebe es, daß das so bleibt. Wenn Onkel Paul es sich jemals einfallen lassen sollte, nach Europa zu kommen und mich zu besuchen, dann wäre das mein größtes Unglück. Aber ich nehme an, daß er das nicht tun wird. Ceylon ist sehr weit. Und Onkel Paul ist ein ausgesprochener Feind alles Reisens.

Er ist auch sonst ein sehr absonderlicher Mensch. Geld hat er wie Heu. Aber ist zugleich zäh wie steifes Leder. Es ist ganz unmöglich, ihn anzupumpen, obwohl er ein vielfacher Millionär ist. Angriffe in dieser Richtung habe ich schon wiederholt versucht. Aber er hat sie alle glatt abgeschlagen.

„Geld", so schrieb er mir, „kannst du von mir nur dann haben, wenn du endlich einmal damit anfängst, ein wahrhaft solider Mensch zu werden."

Unter einem wahrhaft soliden Menschen aber versteht Onkel Paul nur einen verheirateten Menschen. Einen Ehemann mit Kindern und Kindeskindern. Als ob das so leicht wäre. Manch einer erlernt so etwas nie.

Nun, eines Tages, als die Not am höchsten war, schrieb ich Onkel Paul, daß ich mich endlich entschlossen hätte, in den Stand der Ehe zu treten. Warum auch nicht? Man tritt im Leben in so manches.

Ich schickte ihm zugleich ein Bild meiner angeblichen Braut. Es war eine Photographie aus dem Jahre 1870, die ich irgendwo gefunden hatte.

Dies Mädchen, das inzwischen wohl schon Großmutter geworden oder vielleicht gar schon gestorben war, gefiel Onkel Paul sehr gut.

„Sie macht einen ausgezeichneten und soliden Eindruck", schrieb er mir, „denn sie sieht, Gott sei Dank, nicht im mindesten modern aus."

Und er fügte seinem Brief einen Scheck auf fünfhundert englische Pfunde bei.

Die Verlobung mit meiner Braut, der ich, um den guten Eindruck bei meinem Onkel noch zu erhöhen, den schlichten Namen Barbara gab, dauerte genau so lange, als die fünfhundert englischen Pfunde vorhielten. Als sie erschöpft waren, beschloß ich zu heiraten.

Ich rückte in eine Zeitung eine Anzeige ein, die bekannt machte, daß ich mich mit Barbara, geb. Salbader, vermählt habe. Diese Anzeige schickte ich mit einem artigen Brief an meinen Onkel. Onkel Paul quittierte diese Sendung mit viel guten Ratschlägen, denen er diesmal einen Scheck auf tausend englische Pfunde beifügte.

Tausend englische Pfunde sind allerhand Geld. Zu meiner aufrichtigen Freude entdeckte ich, daß es mir gelungen war, ein Geldheirat zu machen.

Aber wie alles auf dieser Welt, so haben auch tausend englische Pfunde einmal ein Ende.

Da ich nun einmal verheiratet war, so beschloß ich, jetzt auch die Konsequenzen zu ziehen und Vater zu werden. So etwas ist ja bekanntlich nicht schwer. Was in diesem Falle mich betraf, so brauchte ich, um Erfolg zu haben, nur wieder eine Anzeige in die Zeitung einrücken zu lassen, in der ich diesmal die Geburt eines strammen Jungen bekannt gab. Zu Ehren meines Onkels nannte ich diesen meinen angeblichen Erstgeborenen natürlich Paul.

Dies veranlaßte meinen Onkel zu den herzlichsten Glückwünschen und zu einem weiteren Scheck über tausend englische Pfunde, die ich für meinen Erstgeborenen in einem Sparkassenbuch anlegen sollte.

„Für ein jedes weitere Kind, das etwa folgen sollte", schrieb mir mein Onkel, „wirst du von mir weitere tausend Pfund erhalten."

Mit tausend englischen Pfunden kann man ein Jahr lang gut leben. Ich lebte ein Jahr lang von ihnen sehr gut. Mein angeblicher Sohn war es, der mich ernährte. Gewöhnlich ist das freilich umgekehrt.

Man wird es verstehen, daß mir die Sache gefiel und daß sich, kaum daß ein Jahr um war, in mir der Wunsch nach neuem Familienzuwachs regte.

Gesagt, getan. Diesmal schenkte mir meine Frau ein Mädchen. Ich taufte es Elisabeth.

Mein Onkel war außer sich vor Freude. Er drückte mir seine Anerkennung darüber aus, daß ich so solid geworden sei, und er gab (nebst einem Scheck auf weitere tausend Pfunde) mir den Ratschlag, auf diesem Wege fortzuschreiten.

Ich schwor ihm, daß ich dies tun würde. Und ich hielt meinen Schwur. Ehe abermals ein Jahr um war, war wieder Zuwachs da. Es gab diesmal Zwillinge. Sie brachten mir zweitausend englische Pfunde.

Seitdem schenkt mir der Himmel alljährlich ein Kind, und mein Onkel (der Paul heißt und der auf Ceylon große Kaffeeplantagen besitzt) jeweils einen Scheck auf tausend Pfund.

Wieviel Kinder ich schon habe, das kann ich so genau nicht sagen. Aber das erste Dutzend dürfte wohl so ziemlich voll sein.

Die vielen Kinder, deren ich mich erfreue, ernähren mich natürlich glänzend. Ich habe auch schon Geld zurückgelegt und kann ernstlich daran denken, nun wirklich zu heiraten. Natürlich nehme ich keine Frau aus dem Jahre 1870, sondern eine junge und hübsche. Schließlich kann ich mir das ja leisten.

Angst habe ich nur davor, daß mein Onkel doch einmal nach Europa kommt und mich besucht. Was tue ich dann, wenn er meine vielen Kinder zu sehen wünscht? Ich habe doch gar keine. Ich glaube, er enterbt mich, wenn er merkt, daß ich ihn beschwindelt habe!

Nun, der Krug geht eben so lange zum Brunnen, bis er bricht, und die Gelegenheiten sind schießlich nur dazu da, daß man sie wahrnimmt . . .

Die Stuttgarter Reise.

Skizze von Kurt Ziesenitz.

Unter den Gästen der Münchener Fahrpost, die an einem kühlen Sommermorgen des Jahres 1856 mit lustigem Trara in Stuttgart einfuhr, erregte ein hochgewachsener Fremder die Aufmerksamkeit der neugierig Umherstehenden durch die überlegene Lässigkeit, mit der er sein einziges Gepäck, eine bunte Reisedecke, über die Schulter warf und den großen Schlapphut aus der Stirn rückte, um das Bild des morgendlich belebten Platzes in sich aufzunehmen. Es war der verwöhnte Dichter und Freund des Königs Max, Emanuel Geibel, der sich trotz aller Übernächtigkeit heute besonders wohl fühlte, da ihm sein Fürst eine besondere Rolle zugewiesen.

Vom Reisestaub befreit und durch einen Imbiß in der behaglichen Stube der Posthalterei gestärkt, hatte er sich gar bald nach der Augustenstraße hingefragt, wo seit einem halben Jahrzehnt sein Bruder in Apoll Eduard Mörike mit den Seinen wohnte.

Es war ein einfaches Bürgerhaus, grau in grau. Geibel war nicht überrascht. Ihm waren die bescheidenen Verhältnisse Mörikes, der von seiner kargen Pfarrerpension leben mußte, wohl bekannt. Er kam ja, ihnen ein Ende zu machen.

Deshalb schreckte ihn auch nicht der herabfallende Putz beim Öffnen der verquollenen Haustür, nicht die blechern bimmelnde Glocke, noch auch der aus den Wohnräumen dringende Kinderlärm, Dinge, die anderorts seine Ohren empfindlich beleidigt hätten. Heute vertieften sie nur das überlegene Selbstgefühl in seiner Dichterbrust.

Um so mehr war er erstaunt, als einmal in der sich weit öffnenden Tür der Wohnstube, von funkelndem Sonnenlicht umflossen, die Gestalt desjenigen zu sehen, den er als einen Mühseligen und Beladenen, von Tagessorgen zu Boden Gedrückten kannte und der da vor ihm stand wie im Lichte des Landes, dem er den Namen seiner Sehnsucht gegeben.

Du bist Orplid, mein Land! . . . Er wußte nicht, ob ihm die Worte von den Lippen geflossen. Aus seinem Herzen waren sie aufgestiegen wie jene wundersame Insel und hatten ihn im Augenblick verwandelt, zu einem Andern gemacht, als der er in das Haus eingetreten.

Alle Überlegenheit war dahin. Ein Zauberbann umfing ihn. Und damit fiel von ihm das äußere Gewand, in das sich seine nordisch-herbe Seele so gern verkroch, wenn er vor fremde Menschen trat. Er war er selbst, der Schwärmer und Poet, und seine strahlenden Dichteraugen huldigten den Genius des still zu ihm Aufstaunenden.

Ein Freudenfeuer lohte herüber und hinüber und verzehrte die klugen Worte der Begrüßung, die Geibel sich sorgsam auf der Reise zurechtgelegt hatte. Sie reckten ihre Hände nach einander aus. Sie sanken sich in die Arme und fühlten, daß die Stunde heilig war.

Mit offenen Mäulchen hatten sich die beiden Kleinen, mit denen der Vater eben noch getollt, scheu in eine Zimmerecke zurückgezogen, wo sie, halb hinter der Sofalehne verborgen, der Begrüßung zusahen.

Mörike hatte den Münchener Freund ins Zimmer gezogen. Und da saßen die beiden äußerlich und innerlich so ungleichen Dichter, sprachen von dem, was ihre Seele füllte, und schwärmten.

Geibel hatte völlig vergessen, was ihn hierhergeführt, bis sich die Tür auftat und, durch das lebhafte Gespräch aus der Küche gelockt, die Hausfrau neugierig hereinsah.

Da besann er sich auf seine Aufgabe. Der Dichter versank. Der Andere, der liebenswürdige Gesellschafter, trat

aus ihm heraus, der die Hausfrau artig begrüßte, für seinen Überfall um Entschuldigung bat, den beiden Kleinen einige freundliche Worte gönnte und dann sein Anliegen vorbrachte.

Er komme in allerhöchstem Auftrage. Seine Majestät habe ihn persönlich gebeten, hierher zu reisen und zu fragen, ob der schwäbische Dichterfreund nicht bereit sei, als Pensionär des Königs nach München zu gehen und in die Reihe der außerordentlichen Geister einzutreten, denen er, Geibel, bereits angehöre, und dadurch ein äußerlich sorgenfreies und geistig anregendes Leben einzutauschen.

Mörike hatte mit steigender Verwunderung die Verwandlung des Freundes bemerkt. Wie war es möglich, daß der, der jetzt sprach, vorhin in seinen Armen gelegen und mit ihm an den Gestaden Orplids geweilt? Und was wollte er? Ihn hier herausreißen? Ihn nach München an den Hof ziehen?

Mörike sah mit tief erschrockenen Augen um sich, auf sein bescheidenes Dichterstübchen mit den zerschlissenen Möbeln, auf seine Frau in der Küchenschürze, auf die beiden Kleinen, die, den Finger in den Mund, mit wirren Zöpfen um die Sofalehne lugten, und er sah auf sein eigenes Bild, das ihm der Spiegel über der Kommode zurückwarf, seine unscheinbare Gestalt in dem abgeschabten Überrock. Und da sein Blick auf das geistvolle Gesicht des knebelbärtigen Sprechers fiel, aus dem ihn die stolzen Augen anglühten, und seine Ohren der einschmeichelnde Klang der wohllautenden Stimme umsummte, wollte ein Gefühl heißer Angst ihm die Kehle zuschnüren. Mephisto! Mephisto!, mußte er immerfort denken.

Auf einmal aber löste sich das alles in ihm in einem so überaus herzlichen Lachen, daß Geibel betroffen im Sprechen inne hielt und nahe daran war, seiner Verletztheit Ausdruck zu geben, wenn ihn nicht Mörikes liebe, gute Augen durch die Brille so über alle Maßen harmlos und vergnügt angefunkelt hätten, daß er nicht böse werden konnte, sondern, der großen Handbewegung folgend, mit der jener den Kreis der Stube umschrieb, ohne Worte verstand.

Und als nun der schwäbische Freund in herzenswarmen Worten des Dankes die Ehre abwehrte, die ihm angetragen wurde, und mit einem Lächeln über sich selbst schloß: „Wenn Sie wüßten, welchen Entschluß es mich schon kostet, einer Gesellschaft zu lieb in einen andern Rock zu schlüpfen!", da empfahl Geibel bewundernd und gerührt die naive Selbstverständlichkeit der Ablehnung als ein Gnadengeschenk der Gottheit, der sie beide dienten, das ihm versagt war.

Sinnend über sich und seine dichterische Sendung und mit sich Abrechnung haltend über seine Stellung zum Hof, fuhr er zurück nach München. Ein Verteidiger seiner selbst, bereitete er dem Freunde einen Ehrenplatz im Herzen seines Königs, der dem schwäbischen Dichter trotz der Absage unverbrüchlich ergeben blieb und ihn ehrte, wo er konnte, um deswillen, was Geibel ihm berichtet hatte von seiner eigenen inneren Wandlung durch den Unwandelbaren auf jener denkwürdigen Stuttgarter Reise.



Bunte Chronik



* **Die „gefährliche" Briefmarke.** Was kann es an sich Bescheideneres, Unschuldigeres geben, als unsere Briefmarke, dieses kleine Ding, das uns so oft unter die Hände kommt und das uns darum so wohl vertraut ist? Wir trauen ihm wirklich nichts Böses zu. Und doch ist die Briefmarke im Grunde ein ganz gefährlicher Geselle, vor dem wir uns wohl in acht nehmen sollten. So behaupten nämlich die Ärzte und Hygieniker auf Grund ihrer Untersuchungen. Man hatte schon seit längerem den Verdacht, ob nicht auf der Briefmarke, wie auf allen Gegenständen, die durch viele Hände gehen, heimtückische Bakterien sich eingenistet haben, und als man der Sache auf den Grund zu gehen begann, stellte es sich heraus, daß dem wirklich so war. Kürzlich ist eine solche Untersuchung der Briefmarken auf evtl. vorhandene Bakterien in Amerika in größerem Ausmaße veranstaltet worden. Man kaufte wahllos etwa 50 Arten Briefmarken auf und das Ergebnis war, daß 20 dieser 50 Arten derartig dicht mit Bakterien besät waren, daß diese garnicht zu zählen waren, auf den 30 übrigen hatten sich die unwillkommenen Gäste weniger zahlreich eingefunden, aber immerhin waren sie auch dort in genügendem Ausmaße vorhanden, um dem Menschen gefährlich werden zu können. Es sind dies nämlich keineswegs harmlose Bakterien, die auf den untersuchten Briefmarken festgestellt wurden, sondern zum Teil Überträger von den schlimmsten Volksseuchen. Besonders oft wurden Tuberkel- und Diphteritisbazillen nachgewiesen. — Man sieht also, daß die allerdings sehr bequeme Sitte des Anfeuchtens der Briefmarken mit der Zunge vom gesundheitlichen Standpunkt durchaus nicht unbedenklich ist. Man muß eben bedenken, daß die Briefmarke, bis sie gebrauchsfertig ist, eine ganze Reihe von Prozessen durchzumachen hat und durch sehr viele Hände geht.

*

* **Gold aus der Luft?** Die technische Abteilung der Newyorker Staatsbehörde berichtet über Anwendung eines Verfahrens, das die Wiedergewinnung von Metallteilchen aus dem Rauch der Goldschmelzen, sozusagen Gold aus der Luft ermöglicht. Es ist bisher gelungen, etwa 600 Unzen Gold mit einem Wert von nahezu 3000 englischen Pfund auf diese Weise wiederzugewinnen. Die goldhaltigen Rauchschwaden der Schmelzöfen werden durch einen starken elektrischen Propeller durch den Kamin und durch zwei Metallplatten, die elektrisch geladen sind, getrieben. Die Goldteilchen bleiben in den Elektroden hängen und werden nachher gesammelt.

Lustige Rundschau



* **Der Jurist.** Der bekannte Professor Dr. Christian Rau in Leipzig war einst zu einem Disputationsschmaus eines jungen Doktors der Rechte eingeladen. Der neugebackene Doktor war nur mit Ach und Krach durch das Examen gekommen, war aber umso glücklicher in der Wahl seiner Frau, eines Fräulein Linke, gewesen, die ihm ein schönes Vermögen in die Ehe brachte. Nach dem Schmause, bei dem die junge Frau zum ersten Male als Hausfrau anwesend war, wandte sich Professor Rau an den glücklichen Gatten und flüsterte ihm lachend zu: „Ha, Herr Doktor, Sie verstehen sich auch besser auf die Linke als auf die Rechte."

*

* **Der Wunsch.** Ein Bankier forderte den überaus witzigen Dichter Saphir auf, sich in seinem Stammbuch zu verewigen. Saphir schrieb: „Leihen Sie mir hundert holländische Gulden und vergessen Sie auf ewig Ihren Freund M. G. Saphir."



Rätsel-Ecke



Städte-Kamm-Rätsel.

A	A	A	A	B	C	D	E	E
E		E		F		H		I
I		I		K		N		N
P		R		R		R		R
R		S		S		S		T
T		T		U		U		Y

Die Buchstaben in obenstehender Abbildung sind so anzuordnen, daß die obere wagerecht laufende Kammlinie ein sommerliches Unternehmen, die senkrechten Reihen eine poln.-oberschlesische Stadt, eine anhaltische Stadt, eine rheinische Stadt, einen Hafenort außerhalb Deutschlands, und eine mitteldeutsche Stadt namhaft machen.

*

Auflösung der Rätsel aus Nr. 149.

Auflösung des Scherz-Rätsels:

(Zwei g unter n ehmen der Ersten Brot auf Strich Aktien-Gesellschaft im Kreise Offenbach am Main)

= **Zweigunternehmen der Ersten Brotaufstrich-Aktien-Gesellschaft im Kreise Offenbach am Main.**

*

Auflösung des Ergänzungs-Rätsels:

Haus, Arm, Mann, Ball, Uhr, Rat, Gast = Hamburg.

Verantwortlicher Redakteur: M. Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.